

Substanzverwandlung

VOLKER HARLAN: **Die sieben Substanzen der Sakramente**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2008, 112 Seiten, 15,90 EUR.

Durch Sakramente werden sinnlich-übersinnliche Handlungen vollzogen. Die kultischen Formen dafür, wie sie *Die Christengemeinschaft* handhabt, gab Rudolf Steiner auf Anfrage. Die traditionell im Christentum gepflegten Sakramente – Taufe, Kommunion, Konfirmation, Ehe, Priesterweihe, Beichte, letzte Ölung – erfuhren so eine Verwandlung. Ein wesentliches Erneuerungsmerkmal dabei haben die sieben Substanzen Wasser, Salz, Asche, Brot, Wein, Weihrauch und Öl. Der emeritierte Pfarrer und promovierte Biologe Volker Harlan untersucht in seiner vorliegenden Arbeit ihre stofflichen Grundlagen, die sich in dem sakramentalen Wirken als in einem alchemistischen Prozess geistig-wesenhaft realisieren. Dabei orientiert sich seine Vorgehensweise an Steiners Erforschung der Erden- und Menschheitsevolution, die einen vierstufigen Entwicklungsweg des menschlichen Bewusstseins schildert: die Wirklichkeit des Geistigen als Wesen, Offenbarung, Wirksamkeit und Werk.

Während die Menschheit im mythischen Zeitalter die Götter wesenhaft erlebte, bedurfte es später der Offenbarung, z.B. durch die biblischen Propheten. In der folgenden Entwicklungsphase dämpft sich das Bewusstsein weiter herab und die Götter können nur noch in ihren Wirkungen wahrgenommen werden. Auf der letzten Stufe schließlich steht der Mensch vor dem dinglich vorfindbaren Werk, wie es die heutige materialistisch geprägte Welt ausschließlich anerkennt.

Harlan erschließt die Substanzen in einem Übungsweg, der umgekehrt vom Werk zur Wesenheit verläuft, indem er 1. die Sinneswelt anschaut, 2. mit »anschauender Urteilskraft« ihre charakteristische Wirksamkeit beschreibt, 3. in seelischer Aktivität ihre Erscheinungsgesten als Offenbarung nachzuvollziehen versucht, gleichsam als »sinnlich-sittliche Wirkung«, und 4. nach den Wesenheiten fragt, die den Sin-

neswirklichkeiten zugrunde liegen. Er verfährt dabei nach der naturwissenschaftlichen Methode Goethes und führt ein zentrales Wort aus dessen *Farbenlehre* an, das aufzeigt, wie die Natur sich gewissermaßen selbst zu Erkennen gibt: »Eigentlich unternehmen wir umsonst das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfasste wohl allenfalls das Wesen eines Dinges (...).«

Harlans Studie ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil behandelt die Substanzen Wasser, Salz und Asche, die in der Taufe verwendet werden. Dass durch das Taufritual sich ein bedeutsames kosmisch-irdisches Geschehen manifestiert, ist für den, der es bewusst begleitet, erlebbar.

Für Harlan finden sich in den drei Taufsubstanzen potentiell drei Schöpfungsprinzipien wieder. Um zu ihnen vorzudringen, formuliert er seinen methodischen Ansatz: »Dazu ist es nötig, sich vorsichtig in die drei Substanzen so einzuleben, dass sie im Anschauen zu Prozessen werden und ihre Eigenschaften auszusprechen beginnen.«

Ausgehend von signifikanten Naturerlebnissen mit dem Element des Wassers (ein nächtliches Meeresrauschen, ein verborgener Waldquell oder ein dampfender isländischer Bach) führt Harlan an dessen Erscheinungsweisen – das Werk – heran und beschreibt seine Qualitäten: Es durchdringt, löst und ermöglicht die Wirksamkeit. Trotz seiner beachtlichen Fähigkeit, sich einem anderen Medium mitzuteilen oder es aufzunehmen, bleibt es selbst jedoch ohne eine Eigenheit oder Gestalt. Indem diese Eigenschaften in die Erfahrung des Seelischen transformiert werden, wird im nächsten Schritt – Offenbarung – eine Menschenseele vorstellbar, die sich ganz auf einen anderen einzulassen, ihn zu fördern in der Lage ist. So kann der Autor im letzten Schritt – Wesen – auf Christus, den Erlöser hinweisen, der reinste Menschenliebe, der »Agape«, vorgelebt hat; ja, er schaut, mit aller Vorsicht, auf die Christuswesenheit als Mittler in der Trinität. – Im Taufritual wird das Wasser »alldurchdringend« genannt. Die mittelalterlichen Alchemisten bezeichneten den Prozess lateinisch als Merkur-Prozess.

Das feste Salz kommt in der Natur, wenn es ganz rein ist, als einfach geformter Kubus vor; es bewahrt, was geworden ist. Die meisten Schmucksteine sind aus einer wässrigen Schmelze herauskristallisiert, wofür der gestaltbildende Salzprozess verantwortlich ist. Auch im Pflanzenwachstum, vor allem in der Wurzelbildung und in der Verholzung zeigt sich die stoff-anlagernde und strukturen-umgrenzende Charakteristik des Salzes. Übertragen auf die seelische Ebene findet sich im Menschen die Fähigkeit, aus dem Allerlei der Wahrnehmungen geordnete Begriffe herauszubilden, die sich im Gedächtnis manifestieren. Die Überlegungen führen zum Wesen des Salzes, zu einem verlässlichen Seinsgrund; trinitarisch ausgedrückt, zum Vater. – Die Taufe nennt das Salz »allerhaltend«. Der alchemistische Sal-Prozess braucht aber, damit er nicht zur Erstarrung führt, den Merkur-Prozess des Wassers.

Mit dem Asche-Prozess vervollständigt sich ein dreigliedriger natürlicher Kreislauf. Was die Pflanze prozessual aus dem Mineralischen gelöst und für ihre Bildung festgehalten hat, entäußert sie beim Verbrennen vollständig. Dabei verliert sich ihre Eigengestalt, sie wird formlos, sie chaotisiert. Da sie aber alle Mineralien noch in sich hat, kann sie in der Zukunft neues Pflanzenwachstum ermöglichen, was sich der Mensch im Düngen bzw. Kompostieren zu Nutze macht. In feinerer, verborgener Weise geschieht im Blüh- und Verstäubungsprozess der Pflanze, später in der Frucht-, in der Samenbildung prinzipiell das Gleiche: Sie hält – in nuce – die zukünftige Pflanze bereit. Der alchemistische Sulfur-Prozess birgt, gleichsam potenziert, das Neue in sich, ein Aufbauendes, ein Ermöglichendes. Auf seelischer Ebene kann dies im Idealfall z.B. in der erzieherischen oder in der medizinischen Handlung geschehen. Auf der Wesensebene führt Harlan das Pfingstereignis an, in dem die Jünger den heiligen Geist in Gestalt der Flammen erlebten. Das Geschehen, das als Grundgesten Hingabe und Erfüllung enthält, ist auf alles Soziale übertragbar und in radikaler Konsequenz von Steiner mit dem »Sozialen Hauptgesetz« formuliert. – Die Taufe nennt die Asche »allerneuernd«; alchemistisch

ist es der Sulfur-Prozess.

Der zweite Teil untersucht – methodisch etwas freier – die Kultursubstanzen Weihrauch, Brotgetreide und Weinstock, die in der erneuerten Messe zur Anwendung kommen und das Öl der Priesterweihe und des Sterbesakramentes. Auch hier bleibt unberücksichtigt, wie der Priester die Substanzen in der kultischen Handlung appliziert. Wäre eine Beschreibung dieser Vorgänge nicht eine hilfreiche Ergänzung für den beabsichtigten Weg zu einer neuen Alchemie?

Harlan, besonders erfahren auf dem Gebiet der Pflanzenmetamorphose, legt mit dem Büchlein eine profunde Studie vor. Sie fordert zur aufmerksamen Lektüre auf, ohne jedoch durch Längen zu ermüden und hinterlässt beim Interessierten ein substantielles Erlebnis.

Daniel Hartman

Ein dänischer Mystiker

UWE TODT: **Martinus – Leben und Werk**, Band I.: Martinus' Leben 1890-1981, eine Biographie, Novalis Verlag, Schaffhausen 2007, 302 Seiten, 29,50 EUR; Band II.: Sein Werk. Ein zusammenfassender Überblick mit geisteswissenschaftlicher Erörterung, Novalis Verlag, Schaffhausen 2007 u. 2008, 607 Seiten, 39,50 EUR.

In Vorträgen vor allem des Jahres 1918 hat Rudolf Steiner davon gesprochen, dass seit der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert neue Offenbarungen aus der Welt der Engelhierarchien an die Menschheit herandrängen. Wer nicht annehmen möchte, dass Rudolf Steiner – jedenfalls damals – alleiniger Empfänger dieser geistigen Offenbarungen war, wird sich fragen, ob es im beginnenden 20. Jahrhundert noch andere eingeweihte Persönlichkeiten gab, die in ihrer Person ein höheres Wissen, verbunden mit tieferen Möglichkeiten des Menschseins verkörperten. Aus der Literatur ist zum Beispiel an Sri Ramana Maharshi von Tiruvannamalei in Südindien zu denken, über den Paul Brunton berichtete, an den algerischen Sufi-Sheikh Ahmed al Alawi und an gewisse südosteuropäische Lehrer. In dem hier vorzustellenden Buch berichtet der Verfasser Uwe Todt über das Leben

des dänischen Mystikers Martinus Thomsen, der von 1890 bis 1981 lebte und der nur wenig den skandinavischen Umkreis verließ. Martinus erlebte in seinem 30. Lebensjahr 1921 den Einbruch eines »kosmischen Bewusstseins«, das ihm dann lebenslang erhalten blieb und das zur Grundlage seiner Lehren wurde. Nach und nach fand sich um Martinus eine Schar von Schülern und Freunden ein, die für die Ausbreitung der neuen Erkenntnisse sorgte. Zu Lebzeiten des Meisters gab es keine feste Organisation, keine Mitgliedschaft und keine Beitragszahlungen. Die Ausbreitung der »Sache« des Martinus wurde allein durch Spenden ermöglicht.

Bemerkenswert ist, dass Martinus zwar seit seiner Jugend übersinnliche Erkenntnisfähigkeiten besaß, diese aber zu unterdrücken trachtete. Es gab keinen Schulungsweg und Martinus gab auch keine Übungen für einen solchen an. Der Meister selbst verfolgte den Weg der Betrachtung und des Gebetes und fasste die Inhalte des kosmischen Bewusstseins in Vorträgen und Büchern zusammen. Reinkarnation und Karma waren ihm Selbstverständlichkeiten. Martinus betrachtete nach einem Schülerzeugnis sein Werk als eine umfangreiche »Seekarte« der physischen und geistigen Welt. Er vertraute auf die spirituelle und moralische Wirkung der von ihm mitgeteilten Erkenntnisse. Sich selbst sah er als Sendboten des Heiligen Geistes, weshalb er sein Werk zusammenfassend als Drittes Testament bezeichnete. In einem von Todt herangezogenen längeren Zitat aus den späteren Jahren heißt es, Martinus habe sein Leben »der Vervollkommnung des Christentums zu einem wissenschaftlichen oder unerschütterlich logischen Lebensfundament der Fertigschöpfung der Menschheit zu Gottes Bild, ihm gleichend, geweiht.«

Durch verschiedene Freunde ist Martinus mit dem anthroposophischen Geistesgut in Berührung gekommen, hat sich aber bewusst von einem Näher-Kennenlernen ferngehalten. Von seiner eigenen Mission war Martinus unbeirrbar überzeugt. Todt zitiert aus einem Aufsatz von 1946, eine Schar edler Frauen und Männer stehe hinter ihm (Martinus), die bereit sei, »zusammen mit mir ihr Leben dafür zu geben, dass das himmlische Licht in meinen Analysen über die

ganze Welt scheinen wird und alle Völker dazu bringen wird, den ewigen Vater in den Augen ihrer Nächsten zu sehen.« Leser und Zuhörer mit einigen anthroposophischen Kenntnissen sind aufgrund ihres persönlichen Eindrucks zu der Überzeugung gelangt, Martinus sei der von Rudolf Steiner erwähnte Bodhisattwa des Zeitalters, ja der von Theosophen erwartete Welterlöser, und der Biograph Uwe Todt scheint dieser Auffassung zuzustimmen.

Soweit aus der Lebensbeschreibung zu erkennen, vertrat Martinus einen spirituellen Optimismus, der in Aufnahme von Gen 1,31 in dem Gottesspruch kulminierte: »Alles ist sehr gut.« In dem Bösen sah er minimierend ein »unbehagliches Gutes«. Da Martinus in anderen Zusammenhängen geäußert haben soll, er sehe es als seine Aufgabe an, »sowohl Gott als auch Christus vor den Menschen zu rechtfertigen« und er werde dazu das »Weisheitsprinzip« gebrauchen, liegt es nahe, das Werk des dänischen Mystikers als den Versuch einer Theodizee auf Grundlage einer geistigen Berufung zu begreifen. Aus dem ersten Band sind noch kaum Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, wie das Verhältnis des Martinus und seiner Sache objektiv zur Anthroposophie zu bestimmen ist.

Der zweite Band, von doppeltem Umfange des ersten, enthält zehn große Kapitel, eine kurze Erläuterung von elf farbig abgedruckten Symbolen und einen Anhang: »Martinus-Kosmologie und Anthroposophie«.

Das »kosmische Bewusstsein« des Martinus enthüllt einen umfassenden göttlichen Weltenplan als Gabe des Heiligen Geistes. Die Darstellung dieses Universalplanes durch Martinus ist sowohl deskriptiv (beschreibend) wie auch präskriptiv (moralisch-vorschreibend). Zunächst werden drei Schichten der Wirklichkeit eingeführt: X1 ist das Ich des Alls oder der Gottheit, X2 die individualisierte Schöpfungskraft aller Wesen, X3 die Bewusstseinswelt alles Geschaffenen. Dann wird der Aufbau des Buches vom Verfasser Uwe Todt wie folgt charakterisiert (S. 30/31):

»Ich beginne ... meine Darstellung mit dem göttlichen *Etwas*, seinem Schöpfungsvermögen und der Schöpfung des Alls. Von hier gehe ich

dann im zweiten Kapitel zu den Wesen über, aus denen die Welt besteht, denn nach Martinus ist alles wesenhaft. ... Darauf folgt im dritten Kapitel die Darstellung des Lebenseinheitsprinzips, denn das Universum sieht Martinus als Wesenszusammenhang, in dem Wesen innerhalb von Wesen wirken und leben. Nach dieser Grundlegung gehe ich im vierten Kapitel zu den Energien über, aus denen das Weltall aufgebaut ist und dann im fünften Kapitel zu dem Kreislaufprinzip, in dem es sich entfaltet. Darauf folgt im sechsten Kapitel das Erleben des Lebens in Freiheit und Schicksal. Ein besonderes Gebiet der Martinus-Kosmologie ist der Übergang von der Einpoligkeit, das heißt von dem Leben als weibliches oder männliches Wesen zur Doppelpoligkeit, d.h. einem Wesen, das beide Geschlechter in sich vereint. Dieses wird im siebenten Kapitel besprochen. Das achte Kapitel ist der Sicht gewidmet, die Martinus von der menschlichen Geschichte hat und ... von dem Tag des Jüngsten Gerichtes. Darauf folgt im neunten Kapitel die ... erwartete zukünftige Entwicklung der Menschheit. Das zehnte und letzte Kapitel schließt dann mit der ewigen Beziehung zwischen ... der ewigen Gottheit und den ewigen Gottessöhnen (den Menschen).«

Die zehn Kapitel sind Zusammenfassungen aus 15 Büchern und über 20 kleineren Schriften des Martinus, unterlegt mit zahlreichen Zitaten. Bei einer solchen Unternehmung ist kaum zu vermeiden, dass eine abstrakte Begriffs-Kompilation entsteht, welche die in den Originalschriften vermutlich vorhandene Lebendigkeit verloren hat. Martinus hat seine kosmologischen Ausführungen zwar Analysen genannt, wirkliche Analysen mit anschließenden Synthesen sind in Todts Buch aber kaum auffindbar. Das Buch ist – wie auch Band I. – dennoch eine beachtliche Leistung, schon die Fülle des verarbeiteten Materials nötigt Respekt ab. Eine rezensierende Beurteilung dieser Stoffmenge über den Weltplan (ca. 500 Buchseiten) ist natürlich nicht möglich.

Ich greife beispielhaft den Unterabschnitt 8.6 über das Auftreten Christi heraus (S. 429ff.). Christus sei Träger eines von dem Zentrum der Milchstraße ausgehenden Weltimpulses, er

habe höchste geistige Kräfte auf die Erde herabgeleitet. Christus sei der Bringer der Nächstenliebe, er habe sich zur Bekräftigung dieser Mission sogar kreuzigen lassen. Die österliche Auferstehung Christi bestehe aus »interimistischen« Materialisationen, erst in der Zukunft werde sich – durch weitere Inkarnationen hindurch – die große Auferstehung der Menschen zur Gottförmigkeit als Wiederkunft Christi ereignen. Der einzig geborene Gottessohn sei Christus nicht gewesen, wohl aber sei »(in) ihm die wirkliche große kosmische Wahrheit inkarniert«; er sei »ein Mensch von einer höheren Welt«. Die Wiederkunft Christi sei die innere menschliche Begegnung mit dem kosmischen Christusbewusstsein. Um diese Begegnung zu ermöglichen, bedürfe es einer Wissenschaft von der geistigen Wirklichkeit des Universums; die Zeit der Religionen gehe zu Ende. Nach Martinus sei der Sinn der Schöpfung, dass sich Gott durch die Wesen seiner selbst bewusst werde, wie die Wesen sich durch Gott ihrer selbst bewusst werden (S. 491). Es gäbe einen durchgehenden göttlichen Plan der Weltentwicklung, der aber dem freien Willen des Menschen nicht widerspreche (S. 463).

In einem 30-seitigen Anhang versucht der Verfasser (Uwe Todt), das Verhältnis der Martinus-Kosmologie zur Anthroposophie zu erläutern. Es handle sich um zwei Geisteswissenschaften, die eine gehe vom Menschen aus, die andere vom Kosmos. Todt sieht zahlreiche Übereinstimmungen, aber auch viele Abweichungen und Widersprüche. Letztere erklärten sich nicht selten durch voneinander abweichende Grundbegriffe. Von Todt vorgenommene Parallelisierungen von kosmologischen Martinusangaben mit den Gliederungen Rudolf Steiners in den Büchern *Theosophie* und *Die Geheimwissenschaft im Umriss* erweisen sich nicht immer als überzeugend. Hinsichtlich der Reinkarnation besteht Übereinstimmung, nicht jedoch bei der Frage der Willensfreiheit (S. 555). Bei Martinus überwiegt der Blick auf die vollkommene kosmische Ordnung. Die Wesenheit Christi und das en passant behandelte Mysterium von Golgatha sind in ihrer Bedeutung bei Martinus herabgestuft. Todt resümiert:

»Die Zukunftsvorstellungen der Anthroposophie stimmen m.E. – trotz Übereinstimmungen in manchen Einzelheiten ... nicht mit der Martinus-Kosmologie überein, insbesondere weil der zukünftige Mensch in der Anthroposophie erst während der Vulkanentwicklung das kosmische Bewusstsein oder das Christusbewusstsein erreichen wird, während das nach Martinus bereits innerhalb von dreitausend Jahren der Fall sein wird.« (S. 560)

Der Umfang von Martinus' schriftlichem Werk, selbst in der Zusammenfassung Todts, legt nahe, auf eine abschließende Beurteilung ganz zu verzichten. Der Geistblick des Dänen auf das Gesamtuniversum bleibt aber auf jeden Fall beeindruckend. Wer schicksalsgemäß auf Martinus stößt, wird – wenn er deutsch liest – in Todts beiden Büchern gediegene Einführungen zur Verfügung haben. Und tatsächlich: Die Beobachtung erscheint bedeutsam, dass – wie oben erwähnt – im letzten Jahrhundert, besonders in dessen erster Hälfte eine Anzahl von Esoterikern aufgetreten ist, die dem tief empfundenen kulturellen Niedergang eine persönliche Geistschauung über alle Hindernisse hinweg entgegengestellt haben.

Günter Röschert

Nietzsche ganz persönlich

ROSENTHAL, JULIA / BLOCH, PETER ANDRÉ / HOFFMANN, DAVID MARC (HRSG.): **Friedrich Nietzsche. Handschriften, Erstausgaben und Widmungsexemplare.** Die Sammlung Rosenthal-Levy im Nietzsche-Haus in Sils Maria, Basel 2009, 274 Seiten, 180 Faksimiles, Leinen mit Schutzumschlag, 89,60 EUR.

Es gibt Menschen, die sind Sammler, und solche, die sind's nicht. Die einen sind, grob gesprochen, wohl eher gute Historiker mit entsprechendem gutem Gedächtnis und vielleicht auch einer mehr naturwissenschaftlichen Ausrichtung, die anderen mehr Hermeneuten, die meinen, die Dinge auslegen zu können. Ich zähle mich zu letzteren, den Nicht-Sammlern. Doch wenn ich nun diesen schon durch sein Gewicht »sinnlichen« Band mit den Faksimiles von Nietzsches

Handschriften, Erstausgaben und Widmungsexemplaren in Händen halte oder besser am Abend auf dem Tisch vor mir liegen habe und ihn im konzentrierten Licht einer Lampe, die alles andere im Umkreis verschwinden lässt, langsam und betrachtend durchblättere, dann könnte ich auch zum Sammler werden. Es ist schon ein berührendes Erlebnis, so intim mit den Blättern Nietzsches zusammen zu sein. Natürlich sind es »nur« Drucke – neben denen der Umschlag- oder Titelseiten der Bücher im zweiten Teil vor allem die von Briefen, aber auch von Notenblättern und Visitenkarten und von jenem kaum leserlichen Zettel, den der schon umnachtete Nietzsche einem Arzt als sein »Testament« gab. Aber diese Drucke sind von so außerordentlicher Präsenz, d.h. von so vorzüglicher Qualität, dass man sich, wenn man sich bewusst macht, doch nicht das Original in Händen zu halten, fast betrogen fühlt. Diese blassfarbenen Blätter, bei denen die Struktur des Papiers, jeder Knick, jeder Fleck nicht mehr allein einen visuellen, sondern einen geradezu haptischen Eindruck macht, bringen einem jenen großen Philosophen zum Greifen nah. Je nach Adressat und Stimmung ändert sich Nietzsches Schrift. Man liest sich ganz von selbst in dem einen oder anderen Brief fest und lernt dabei einen hoch sensiblen, wohl immer wieder auch unsicheren, aber stets redlichen Menschen kennen. Was man nicht entziffern kann, liest man in der nebenstehenden Transkription nach und orientiert sich über die beigegebenen kurzen Kommentare über den Ort der Handschrift in Nietzsches Leben. Und dann ist man auf die nächste Seite gespannt, die einem wieder ein anderes Bild dieser weiten Seele zeigt.

Besonders schön fand ich jenen locker geschriebenen Brief vom 22. September 1876 an Louise Ott, die er kurz zuvor in Bayreuth kennengelernt hatte und zu der er sich offenbar sehr hingezogen fühlte: »Liebe gute, Freundin, / erst konnte ich nicht schreiben, denn man machte mit mir eine Augenkur – und jetzt soll ich nicht schreiben, auf lange lange Zeit hinaus! – Trotzdem – ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zu viel gelesen, aber diese neue Freund-

schaft ist wie neuer Wein, sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht. / Für mich jedenfalls. – / Aber auch für Sie, wenn ich denke an was für einen Freigeist Sie da gerathen sind! An einen Menschen, der nichts mehr wünscht als täglich irgend einen beruhigenden Glauben zu verlieren, der in dieser täglich grösseren Befreiung des Geistes sein Glück sucht und findet. Vielleicht dass ich sogar noch mehr Freigeist sein will als ich es sein kann! / Was sollen wir nun machen? Eine »Entführung aus dem Serrail des Glaubens, ohne Mozartische Musik?« – Es ist kein Brief in Schönschrift – da gibt es andere –, aber einer in gelöster Stimmung und spielerisch vor ernstem Hintergrund.

Die Handschriften und Bücher wurden von dem deutsch-englischen Antiquar Albi Rosenthal (1914-2004) und seiner Frau Maud Rosenthal-Levy (1909-2007), Tochter eines bekannten Nietzsche-Forschers und -Übersetzers, gesammelt und 1994 der Stiftung Nietzsche-Haus in Sils Maria geschenkt. Die Kernstücke dieser Sammlung sind in diesem herausragenden und nur durch Unterstützung mehrerer Stiftungen produzierbaren Band nun allen Interessierten zugänglich gemacht. Auch wenn man sich gewöhnlich kein Buch für 89 Euro kauft, mit diesem hätte man ausnahmsweise eins erworben, was noch weit aus mehr wert ist. In den von den Herausgebern vorangestellten Betrachtungen des Ehepaares Rosenthal über ihre Nietzsche-Sammlung erfährt man manches über die Leidenschaft des Sammlers, der »sich durch keine materiellen Schwierigkeiten von seinem gewählten Thema abbringen« lässt, und man erfährt einiges über das Zustandekommen dieser einzigartigen Sammlung im Besonderen. Mit wohl verhältnismäßig bescheidenen Mitteln und mit der Geduld von Jahrzehnten ist es gelungen, all diese Kleinodien zusammenzutragen. Ein besonderer Glücksfall war dabei der Erwerb eines der frühesten Briefe Nietzsches überhaupt: Bei einer Londoner Versteigerung wurde ein Brief der Mutter Nietzsches angeboten; dieser wurde im Katalog beschrieben, und am Ende des Eintrags fand sich noch der Vermerk »and another« – »und ein anderer Brief«. Niemand außer den Rosenthals erkannt-

te diesen Brief als einen von Nietzsches Hand. Es ist ein Brief des vierzehnjährigen Gymnasialisten, der freilich ganz anders aussieht und anmutet als die folgenden. Mit diesem recht ordentlich und wohl im Gefallen an der eigenen Schrift geschriebenen Brief beginnt der Abdruck der Handschriften, Er endet mit dem schon erwähnten erschütternden Dokument von Nietzsches Wahnsinn, jenem »Testament«, das er am 5. Mai 1889 einem Arzt der Großherzoglich-Sächsischen Landes-Irrenanstalt Jena gab. Über elf Jahre hatte Nietzsche dann noch zu leben. An einigen der wachen Lebensstunden davor nimmt man durch den vorliegenden Band unmittelbar teil.

Ruth Ewertowski

Ecos Bücherwelten

UMBERTO ECO: **Die Kunst des Bücherliebens.** Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber, Carl Hanser Verlag, München 2009, 195 Seiten. 17,90 EUR.

Den Autor von *Der Name der Rose* lässt die Passion für mittelalterliche Bibliotheken nicht los. »Aus Liebe zu einem schönen Buch ist man bereit zu jeder Gemeinheit«, sagt der Semiotikprofessor aus Bologna augenzwinkernd. Denn es ist tatsächlich ein Liebesverhältnis, das wir zu den Büchern unseres Lebens entwickeln.

Dieser Band ist eine Sammlung von Vorträgen, Buch- und Zeitschriftenbeiträgen aus 20 Jahren, die Eco aus einer 2006 in Mailand erschienenen Edition ausgewählt hat. Im ersten der drei Teile geht es um Bibliophilie. Eco kreierte ein »pflanzliches Gedächtnis«: das Buch aus Papier, in dem man nachschlagen kann, das den Dialog mit einem Autor ermöglicht, der schon lange tot ist. Die Bücher seien heute unsere »Alten«, die wir befragen, wenn wir nicht weiter wissen. Auch der Gedanke, mit Büchern »viele Leben zu leben«, liegt nicht fern. Der mittlere Teil »Historica« enthält Gedanken über die ästhetisch schönen Evangelien- und Gebetbücher *Book of Lindisfarne* und *Très Riches Heures*. Von letzterem führt Eco dem Leser verschiedene Lesarten vor, aber dann empfiehlt er doch, das Buch einfach irgendwo aufzuschlagen und auf

eigene Faust zu durchwandern. Fast kriminologisch mutet dagegen *Der seltsame Fall der Hanau 1609* an, das Herzstück von Ecos Buch. Der dritte Teil befasst sich mit »literarischen Narren« (»und wissenschaftlichen«, verkneift sich Eco nicht, hinzuzufügen). Auf humorig-intelligente Art führt er die Shakespeare-Bacon-Theorie ad absurdum. Den Abschluss bildet ein »Innerer Monolog eines E-Books«. Die unterschiedlichen Beiträge werden durch das Thema »Bücherliebe« vereint. Ein besonderes Ohr hat Eco für das »artifizielle Rauschen, das jedes Buch umgibt ...«. Ein erregendes Evidenzerlebnis sind ihm die Bleistiftnotizen längst hinübergegangener Besitzer: ein Symptom für Ecos *Bibliophilie*. Jedoch schildert er auch die Gefahren der *Bibliomanie* ...

»Wir haben die Bücher zu retten«, ist Ecos Manifest. Eine jahrhundertealte Kultur stehe auf dem Spiel. Bücher zerfallen nach einer Reihe von Jahren, abhängig von der Qualität des Papiers. Heute ist die Digitalisierung auf dem Vormarsch, das hat Vorteile, aber: Keine Diskette kann so schön sein wie ein altes Buch, und wer vermag schon eine Diskette zu lieben?

Ein akribischer Beitrag wie der über den Abbé Migne zielt eher auf Romanisten. Häufig bezieht sich Eco auf Dantes *Göttliche Komödie*, die nicht jeder deutsche Leser kennt. Aber seine Passion färbt ab, und der Leser fühlt sich angeregt, sich mit italienischer Literatur zu befassen oder mit John Dee, Johann Valentin Andreae und Comenius. Vor allem die Ausführungen über den Leipziger Khunrath eröffnen eine neue Welt. Interessant ist dessen Verhältnis zu Andreae beschrieben.

Jedoch wird bei den Gedanken über Paracelsus oder die Rosenkreuzer klar: Eco interessiert sich brennend für Okkultismus und Sapientae Aeternae, aber auf intellektueller, nicht auf anthroposophischer Grundlage.

Einige wissenschaftliche Auseinandersetzungen liegen dem Nichtfachmann fern. Doch auch dieser erlebt staunend die Reichhaltigkeit des Gesagten. So ist auch für den – im Vergleich zu Eco – etwas weniger passionierten Bücherfreund dieses Buch ein Gewinn. Er bekommt einen neuen, erweiterten Blick für antiquarische

Schätze. Da Eco vieles mit einem Schmunzeln schreibt, wird der Leser, der sich nicht nur für Bücher, sondern auch für versteckten Humor interessiert, voll auf seine Kosten kommen.

Maja Rehbein

»Das Licht, ... es soll zur Nahrung werden«

PETER SELG: **Rudolf Steiner und Felix Koguzki. Der Beitrag des Kräutersammlers zur Anthroposophie**, Verlag des Ita Wegman Instituts, Arlesheim 2009, 136 Seiten, 24 EUR.

Indem die anthroposophische Geisteswissenschaft Rudolf Steiners ihr Werden über das gesamte 20. Jahrhundert hin in das 21. Jahrhundert hinein fortsetzt, besteht für ihre Freunde und Pfleger, in Verbindung mit dem 33-Jahres-Rhythmus, fortlaufend eine erhöhte Dringlichkeit, Impulse erneut aufleben zu lassen, die ihrem Ursprung nach in Zeiten vor dreimal 33 Jahren zurückweisen. Die sukzessive erfolgenden Gelegenheiten, dasjenige zu vergegenwärtigen, was im Werden der Anthroposophie nunmehr ein volles Jahrhundert zurückdatiert, gilt es von daher bewusst und verantwortlich zu ergreifen.

Am 10. Februar 1909 starb jener Mann, der den jungen Rudolf Steiner an entscheidenden Wegmarken seiner spirituellen Biographie begleiten und geleiten sollte; der dem 18- und 19-Jährigen erstmals die Möglichkeit eröffnete, ernsthaft, frei und in aller Tiefe die eigenen geistigen Erfahrungen zu besprechen; durch den ihm der Weg zu bedeutsamsten initiatorischen Ereignissen gewiesen wurde. In seinem niederösterreichischen Heimatdorf Trumau verstarb vor nun einhundert Jahren Felix Koguzki, dem die Leser von Rudolf Steiners *Mein Lebensgang* als dem »Kräutersammler« begegnen.

Dass Peter Selg seine schmale, aber gehaltvolle Arbeit über *Rudolf Steiner und Felix Koguzki* Emil Bock widmet, dürfte als Indiz dafür zu verstehen sein, wie das zurückliegende Jahrhundert auch einen Zeitraum darstellt, in welchem es der Erkenntnisgemeinschaft von Freunden und Pflegern der Anthroposophie ge-

lang, Licht zu bringen in Zusammenhänge, die Rudolf Steiner zunächst wohlweislich – wenn nicht im Dunkel – im Dämmererschein beließ. Das Buch Peter Selgs zeichnet so gesehen auch jene spirituell verantwortliche Forschung nach, die den früher beinahe mythisch erscheinenden Felix, den Kräutersammler, zu einer geschichtlichen Gestalt werden ließ: Felix Koguzki (1833-1909). Emil Bock hatte durch seine verdienstvollen Untersuchungen, unternommen in seinem letzten Lebensabschnitt, an der Erhellung des Rätsels bekanntlich maßgeblichen Anteil. Peter Selg trägt als Grundlage seiner Betrachtung das Wichtigste zusammen, was über die Begegnung Rudolf Steiners mit seinem naturweisen Mentor bis 1925 allgemein bekannt wurde. Darauf werden die Erträge der Forschungen Emil Bocks gewürdigt, indem insbesondere die Auskünfte des Sohnes des Kräutersammlers, Richard Koguzkis, Verwendung finden und mit ihrer Hilfe das Lebensbild des Mannes nachgezeichnet wird, der seine einfache kleinbürgerliche Existenz – inmitten einer Dorfgemeinschaft, die ihn überaus wertschätzte – mit einer einzigartigen Geistigkeit zu vereinen wusste, so dass er »... in die Geheimnisse der Wirksamkeit aller Pflanzen und ihres Zusammenhanges mit dem Kosmos und mit der menschlichen Natur vollkommen eingeweiht« war (Worte Rudolf Steiners in seiner Skizze für Edouard Schuré, 1907; in der vorliegenden Studie Peter Selgs S. 29).

Zehn Jahre nach Koguzkis Tod hatte Rudolf Steiner erstmals den Lehrern der zu begründenden Waldorfschule anvertraut, dass die Gestalt Felix Baldes, eines bedeutenden Charakters in seinen *Mysteriendramen*, in dem »Dürrkräutler« Koguzki ein lebendiges Vorbild hatte. Er sagte – eher beiläufig –, dass es »... den Felix Balde wirklich gegeben hat, in Trumau«. In seinem *Lebensgang* sollte Steiner über den Kräutersammler Felix später feststellen: »Man findet ihn in meinen Mysteriendramen in der Gestalt des Felix Balde« (für beides, Selg, S. 55). – Fußend auf diesen Einsichten gelingt es Peter Selg, durch die spirituelle Physiognomie der fiktiven dramatischen Figur hindurch in eindrucksvollen Zügen auch innere Wesens-

merkmale des wirklichen Menschen Koguzki durchscheinen zu lassen. Sicherer Gedankensinn und hohe Transparenz in der Darstellung erlauben es Peter Selg, etwas von dem Innenleben des Mannes in Worte zu fassen, mit dem für Rudolf Steiner das wahrhaftige spirituelle Gespräch erstmals möglich wurde. – Auch den weiteren biographischen Hintergrund Steiners, exemplarisch in Karl Julius Schröer und Gideon Spicker in ihrem jeweiligen Verhältnis zur goetheschen Weltauffassung, lässt Selg dabei aufleuchten. Dramatische Dichtung und biographische Wirklichkeit werden behutsam, gewissenhaft und ertragreich aufeinander hin befragt, ohne dass die Gefahr einer Konfusion beider Linien aufkäme.

In dem letzten der vier Kapitel führt Selg die Gestalt des Kräutersammlers an die größeren okkult-geistesgeschichtlichen Zusammenhänge heran, die Rudolf Steiner gegen Ende seines Wirkens im Hinblick auf das wahre, echte Rosenkruzertum und seine Ausläufer im 19. Jahrhundert aufgeheilt hat. Dasselbe scheint demnach innig verbunden zu sein mit dem mehr untergründigen Strom einer von Aristoteles herrührenden Naturweisheit, an die Rudolf Steiner im 19. Jahrhundert »... im letzten Weltenaugenblicke« (Selg, S. 94) anknüpfen konnte – offenkundig gerade durch das, was aus Felix Koguzki zu dem jungen Rudolf Steiner sprach. In Worte fasste dieser es Jahrzehnte später, während der »Weihnachtstagung« 1923/24. Von da ausgehend kann in der vorgelegten Untersuchung in zarter Linienführung jene Spur aufscheinen, welcher folgend in dem letzten Jahr seiner öffentlichen Wirksamkeit Rudolf Steiner wiederum vielfältig die Bedeutung des Rosenkruzertums sowie – verhüllt – der spirituellen Wirksamkeit von dessen Begründer, Christian Rosenkreutz, aufspürte. Ähnlich dem »Alten mit der Lampe« aus Goethes *Märchen* kann in diesem Fragenfeld der Kräutersammler Felix der Erkenntnis Wege weisen.

Peter Selg hat in leichtgängiger Diktion eine zugleich eindringliche Studie vorgelegt, welche die vollkommen nüchterne geschichtliche Behandlung der Fragen um Felix Koguzki mit einem feinen Sinn für die tieferen spirituellen

und esoterischen Wirklichkeiten verbindet, die dieser Mann in der Frühzeit des Werdens der Anthroposophie – in der Begegnung mit Rudolf Steiner – verkörperte.

Klaus J. Bracker

Überhöht und unterschätzt

PETER SELG: **Friedrich Hölderlin. Die Linien des Lebens**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2009, 440 Seiten, 29,90 EUR.

Über Hölderlin ist viel geschrieben worden. Trotzdem ist bisher zwar eine Menge Biographisches, aber noch keine Biographie publiziert worden, die zum Referenzwerk geworden wäre. Von anthroposophischer Seite liegt neben kleineren Aufsätzen das Buch von Rudolf Treichler *Friedrich Hölderlin* (1987) vor, das schwerpunktmäßig eine pathologische bzw. psychologische Studie ist. Dieses wird jedoch in dem hier zu besprechenden Werk nur im Literaturverzeichnis erwähnt.

Peter Selg hat nun 440 Seiten über Hölderlin zusammengetragen – oder sollte man das Wörtchen »über« besser weglassen? Sein Ziel ist darzustellen, wie bei Hölderlin in einzigartiger Weise Leben und Werk eine Einheit bilden und so den zu seiner Lebenszeit Unverstandenen aus heutiger Warte besser zu verstehen, ja verstehbar zu machen. Ihm scheint also hier ein Defizit vorzuliegen, denn er schreibt: »Nach wie vor sprechen Hölderlins Gedichte. Sie in Verbindung mit seiner geistigen Gestalt und seinem existentiellen Werdegang zu halten, ist eine Aufgabenstellung der vorliegenden Arbeit, die in gewisser Hinsicht ein Lebens- und Lesebuch zu Friedrich Hölderlin ist ...«

Was heißt das genau? Wollte Selg eine Biographie schreiben? Eine Werkinterpretation mit biographischen Zügen? Sein Vorgehen deutet einerseits auf ersteres hin, da er den Versuch unternimmt, sämtliche Stationen von Hölderlins Leben ausführlich darzustellen. Andererseits auch wieder nicht, denn der Leser wird nicht wirklich chronologisch und schrittweise durch das Leben geführt, sondern anhand einiger (Haupt)motive, die entscheidende mensch-

liche Beziehungen wie Hölderlins Verhältnis zu Schiller, seiner Mutter, Susette Gontard oder zu Freunden in den Mittelpunkt stellen. Ein zentrales Kapitel widmet Selg den sogenannten Christus-Hymnen. Auch der Turmzeit ist ein ausführlicher Abschnitt, der letzte, gewidmet.

Der Unkundige kann nun aber an vielen Stellen – besonders im ersten Teil des Buches – den Faden der Lebensereignisse verlieren, hat er sie nicht durch vormalige Beschäftigung bereits im Inneren parat. Eine Biographie ist ja zuallererst eine Wegbeschreibung, der behutsame Aufbau eines Zusammenhanges, der – da er selbstverständlich immer nur ein möglicher Deutungsversuch ist – auch einführend wirken muss. Freilich gilt es dabei zu berücksichtigen, welche anderen Zugänge, welche noch offenen Fragen usw. die bisherige Forschung schon zu Tage gefördert hat. Nur so wird dem Leser eine gute Grundlage für ein wahrnehmendes Urteil zu der Frage: Wer war dieser Mensch? ermöglicht. Doch eine solche Kontextualisierung unterlässt Selg. Er zieht nur hier und dort ein kurzes Zitat aus der Sekundärliteratur zur Untermauerung eigener Thesen heran.

Bei der Lektüre von Selgs Buch fällt weiterhin die intensive Empathie ins Auge, die der Autor für den »Gegenstand« seiner Forschungen pflegt. Dieses Einfühlungsvermögen durchzieht das Buch, seinen Stil, die Art der Deutungen, das, was erwähnt wird und was weggelassen wird. Dabei prägen aber nicht die eigenständigen Gedanken von Selg das Leseerlebnis, sondern die unzähligen, oftmals sehr langen Zitate aus Hölderlins dichterischem Werk sowie aus seinen Briefen. Mancher Leser mag daran Gefallen finden; er taucht ein in die Welt des entbehreungsreichen, aber anspruchsvollen theologischen Erziehungssystems in Württemberg während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wird eins mit des Dichters Ringen um Selbsterkenntnis und erlebt seine frühen Kämpfe um poetische Identität und Berufung. Er durchlebt auch die Enttäuschungen der Liebe zu Susette Gontard, das tragische Verhältnis zu Schiller, zu vielen Freunden, zur Mutter. So kann man ganz in der elegischen Stimmung, der Welt des ringenden, geschundenen, un-

verstandenen und zurückgewiesenen Dichters aufgehen – und ach, bewundernd in die großartigen Dichtungen und Briefe eintauchen: Das ist unser Hölderlin, der Christus-Verkünder! Anthroposophen kennen diesen Stil. Ich formuliere das mit dem Bewusstsein, hier eine Verallgemeinerung zu bemühen, denn es scheint mir etwas Symptomatisches darin zu Tage zu treten. Es handelt sich um den Versuch, durch distanzloses Eintauchen in das Schicksal eines Menschen die Möglichkeit zu gewinnen, ihn zu verstehen. Welche Voraussetzungen müssen dabei aber unbedingt berücksichtigt werden?

Ich muss nun hier anfügen, dass mir in diesem speziellen Fall diese Haltung nicht fremd ist; Hölderlin war das Leseerlebnis meines Lebens, und ist es immer noch. Ich kenne die Faszination der Briefe, die ich in einer Nacht zum ersten Mal las, auch die Tränen, die sie auslösen können. Die unaussprechliche religiöse und ästhetische Wirkung der Oden, der späten »Hymnen«. Das ist die eine Seite. Wir kennen aber auch den intellektuellen, reflektierten Hölderlin, den Philosophen und poetischen Theoretiker, der niemals auch nur eine Zeile ohne Bewusstsein der Formgestaltung, der ästhetischen und geistesgeschichtlichen Kontexte ins Werk brachte. Hölderlins vielbeschworene Liebe zu Griechenland war keine sentimentale Stimmung. Es war auch eine intensive Auseinandersetzung mit den Formprinzipien der griechischen Dichtkunst, mit deren Grenzen und Möglichkeiten und ihrer Weiterentwicklung für die deutsche Sprache: ein Grenzgang. Ich weiß nicht, ob noch ein zweiter Dichter nach Klopstock mit solcher Intensität poetologische Schriften verfasst hat wie Hölderlin, der es dazu brachte, eine originelle Lehre über das dichterische Verfahren zu ersinnen: Es sollte für das moderne Bewusstsein geschaffen sein und ein Erlebnis der Ganzheit des Gedichtes in einer Art intellektueller Anschauung ermöglichen (»Lehre vom Wechsel der Töne«). Dass es zu seinen Lebzeiten nie zu einer Publikation dieser Ausarbeitungen kam, steht auf einem anderen Blatt.

Der heutige Hölderlin-Forscher ist in einer anderen Lage. Er hat das nachgelassene Werk vorliegen und muss es in seiner Bedeutung wür-

digen. Selg berücksichtigt Hölderlins Schriften über poetische Verfahrensweisen jedoch nicht. Die Studie vernachlässigt so eklatante werkbiographische und werkimmanente Gesichtspunkte zugunsten – meine ich – einseitiger christologischer, »anthroposophischer« Deutungsvorgaben, deren partielle Berechtigung ich nicht anzweifeln möchte.

Es geht mir auch nicht darum, spitzfindig Mängel auszumachen. Aber zu Hölderlins Wesen gehört die intellektuelle Wucht seines Denkens und Dichtens, und wer über ihn ein biographisches Werk verfasst, muss sich auch dieser Seite stellen. Selg bespricht weder die Aufsätze aus Hölderlins theologischen Ausbildungsjahren, in denen bereits seine Lebensthemen anklingen, noch die philosophischen Fragmente, noch die für das Verständnis des dichterischen und des Übersetzungswerkes unverzichtbaren poetologischen Entwürfe. Dazu gehören jene, die über sein Selbstverständnis als Dichter handeln, philosophisch voll auf der Höhe der Diskussion seiner Zeit mitdenken oder das oben erwähnte komplexe System vom »Wechsel der Töne« entwerfen, das die Grundlage für die späten (nicht spätesten) Gedichtentwürfe bildet. Man erfährt daher wenig über Hölderlins Interesse am alten Griechenland *im Konkreten* (das hauptsächlich in der Auseinandersetzung mit den Formgestaltungen und »Haltungen« des Dichtens bestand, auch in intensiver Übersetzertätigkeit) und genauso wenig über den *Inhalt* seines philosophischen Bemühens.

So muss der Eindruck entstehen, dass Hölderlin zwar in genialer Weise Unerhörtes in Gedichtform zum Ausdruck bringen konnte – wie eben eine neue christliche Dimension, die Selg zu Recht in den Mittelpunkt rückt. Inwiefern dieses aber nicht nur das Ergebnis genialischer Offenbarungen, sondern unendlicher Korrekturdurchgänge, Fassungen, unfertiger Entwürfe, kurz: reflektierter, harter Arbeit mit der Sprache war, bleibt höchstens angedeutet. Das Unverständnis, das Schiller, aber besonders Goethe Hölderlins Dichtungen entgegenbrachten, war kein menschliches Versagen allein, sondern die Unfähigkeit oder Unwilligkeit, mit neuen Formen der Sprache, mit den hoch komplexen

freien und gebundenen Versmaßen und den eigenständigen poetologischen Konzepten und Bildern umzugehen. Goethe und Schiller sahen sich ja als die Maßgebenden auf diesem Gebiet, und Schiller wird nicht müde, dies Hölderlin in seinen Briefen – zwischen den Zeilen – immer wieder zu vermitteln. Die Provokationen, die Hölderlin dann später immer häufiger in gerade jene Gedichte verwebt, die er an Schiller zwecks Veröffentlichung in dessen Almanach sendet, sprechen von diesem sachlichen Kampf. Der Leser hat aber doch das Recht, irgendwo zu erfahren, um was es bei diesen Meinungsverschiedenheiten genau ging. Dazu würde allerdings ein genauer Blick auf die Texte gehören, der nicht dadurch vermittelbar ist, dass endlos zitiert wird.

Ein Symptom für diesen vermiedenen aktiven Umgang mit der ästhetischen Dimension des Poetischen ist auch, dass in Selgs Buch zwischen Briefen und dichterischem Werk gar nicht unterschieden wird. Fetzen aus Gedichten werden dem biographischen Erzählen eingefügt, als könne man ein Gedicht einfach als Veranschaulichung und Untermuerung einer Lebenssituation benutzen. Ebenso werden die Briefe so ausgewählt, dass deren stilistischer Entwicklungsgang für sich selber gar nicht berücksichtigt wird. Alles wird nacheinander, ineinander zitiert, aber das Wesentliche übersehen: Ist es doch geradezu ein Kennzeichen von Hölderlins Briefen, dass er sich für jeden Empfänger eines *anderen* Tons zu bedienen wusste, manches Mal auch weniger aufrichtig, als Selg uns glauben machen möchte. Die Subtilität von Hölderlins Briefstil, die Selbststilisierung des emphatischen Stils der Empfindsamkeit (den wir beispielsweise poetisch nutzbar gemacht in Goethes *Werther* finden), die Annäherung der späten Briefe an die Sprache der späten Gedichte, die Selbstthematization des eigenen Schreibens in den Briefen – all das bleibt unberücksichtigt. Dass Selg im ersten Kapitel eine starke Mitteilungskraft und -bedürftigkeit in Hölderlins Charakter aufzeigt, reicht nicht aus. Auch hier fehlt saubere Textarbeit.

Ein weiteres Symptom für seine hermeneutische Naivität ist der oben erwähnte Umgang

mit den Dichtungen, die ebenso rein biographisch-inhaltlich – also nicht auf deren Formen, rhythmische Struktur und geistig mehrdimensionalen Inhalt – gelesen werden. Biographische und fiktionale Werke können nicht beliebig ausgetauscht werden, sie unterliegen vollkommen unterschiedlichen Produktions- und Rezeptionsbedingungen: Das ist elementarste Hermeneutik, und kaum jemand war sich dessen stärker bewusst als Hölderlin. Wenn hier Vermischungen stattfinden, dann auch wieder bewusst. Und der Biograph hat damit sorgsam umzugehen.

Das empathisch Zusammengeschriebene dieses Buches entbehrt nicht eines großen Kenntnisreichtums über Hölderlins Leben, sein Werk, vieler einschlägige Sekundärliteratur. Man wundert sich, warum nicht mehr daraus gemacht wurde. Wenn z.B. ein Gedicht wie *Mnemosyne* ohne weitere Interpretation oder Lesehilfe mit nebenstehendem Faksimile zitiert wird, so fragt man sich, was ein nicht mit Hölderlin vertrauter Leser denken soll (falls er aufmerksam liest). Die Handschrift ist schwer entzifferbar, alles ist übereinander und durcheinander geschrieben und eine Endfassung des Gedichtes existiert nur als Versuch mutiger Germanisten, Sinnzusammenhänge herauszuarbeiten. So etwas muss aber thematisiert werden. Hölderlins Gedichte bringen eine immense Fülle von Bildungsgut, Verweise auf Mythologien, Bilder und Anspielungen mit, dass der Leser zu Recht erwarten darf, jedes zitierte Werk auch, wenigstens im Groben, erschlossen zu bekommen. Soll es lediglich um das *Leseerlebnis* gehen, so empfehle ich eine gute Hölderlin-Werkausgabe.

Ein Effekt dieses Zitierens ohne Erklärung der Zusammenhänge, dieses Nicht-Unterscheidens von Textsorten ist eine distanzlose Überhöhung, die man zwar sympathisch finden, doch keinem objektiv an Hölderlin Interessierten zumuten sollte. Das gewünschte Ziel, nämlich ein echtes Hölderlin-Erlebnis zu inspirieren, mag zwar vordergründig durch die emotionale Berührung, die den Leser ergreift, erreicht werden, allerdings um den Preis eines einseitigen, gemüthhaft geprägten Hölderlinbildes, das sich ja bereits seit langem in »unseren Kreisen« tradiert.

Selbstverständlich ist die empathische Geste notwendig, um eine Annäherung an das Werk des Dichters zu erreichen. Ich rede hier nicht einer kalten akademischen oder rein philologischen Methodik das Wort. Doch sollte sich dieses Einfühlungsvermögen auch ernsthaft bemühen, die Arbeiten des Dichters als solche ernst zu nehmen, seine Fragestellungen, seine Versuche und geistigen Schritte im Zusammenhang der Geistesgeschichte aufzuzeigen und nicht nur zaghaft zu erwähnen. Dazu gehört einfach, dass man beispielsweise nicht nur andeutet, dass die Französische Revolution oder der schwäbische Pietismus einen starken Einfluss auf Hölderlins Dichten und Denken hatten, sondern auch warum und wie. Wie gesagt: wenn auch nur grob und skizzenhaft.

So aber entsteht eine Vorstellung von Hölderlin, die aus dem Bedürfnis nach dem reinen, unschuldigen, von Gott begnadeten Dichter gestaltet wird, aber einem Phantombild entspricht, das mit der Wirklichkeit nur einige Schnittmengen teilt. Übrigens: Dass man heute in Fachkreisen relativ einstimmig davon ausgeht, dass Hölderlins Grund für seine »Flucht« aus Jena unter anderem in der Geburt eines unehelichen Kindes lag, das er mit der Gesellschafterin seiner ehemaligen Brotgeberin Charlotte von Kalb hatte, erwähnt Selg nicht einmal; das passt wohl nicht ins Bild.

Der scheinbar objektive Zugriff durch Zitate entpuppt sich somit als Suggestion. Ich habe selten ein so deutungsstarkes Werk über Hölderlin gelesen. Je weiter sich der Autor scheinbar zurückzunehmen scheint, desto stärker gewinnt das oben gekennzeichnete Phantombild an Kontur.

Lydia Fechner

Schiller zum Kennenlernen und Wiederentdecken

JEAN-CLAUDE LIN, HERBERT ARTHEN (HG.): **Kraftwerk Schiller. Was der Dichter uns heute zu sagen hat**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2009, 98 Seiten, 1 EUR.

Einkaufen bei *dm* wird jetzt noch attraktiver ... Anlässlich des 250sten Geburtstages von Fried-

rich Schiller hat *dm-drogerie markt* in Zusammenarbeit mit dem Verlag Freies Geistesleben das Buch *Kraftwerk Schiller* herausgegeben. Das Buch erhalten *dm*-Kunden in allen bundesdeutschen *dm*-Märkten ab 10. November – solange der Vorrat reicht – zum Verkaufspreis von 1 Euro, der für ein Bildungsprojekt gespendet wird.

Das broschürte Buch stellt in chronologischer Reihenfolge Leben und Werk Schillers vor: Dramen-, Brief- und andere Werkauszüge bestimmen den Inhalt, flankiert von kurzen Reflexionen und einführenden Texten. Das eingestreute Bildmaterial lockert die anspruchsvollen Texte etwas auf, wirkt allerdings ein wenig zusammenhangslos. Die volkspädagogische Absicht ist zu begrüßen und man kann hoffen, dass es gelingt, einen der interessantesten Denker und Inspiratoren der deutschen Kultur ein wenig mehr ins Bewusstsein vieler Menschen zu heben. *lf*

Auf der Internet-Seite http://dm-aktionen.de/schillerkalender/cgi-bin/index.pl?k=HG_startseite bietet *dm* auch den Service eines Veranstaltungskalenders an, in dem deutschlandweit nach Schiller-Aufführungen gesucht werden kann.

Hungerengelsprache

HERTA MÜLLER: **Atemschaudel**, Carl Hanser Verlag, München 2009, 304 Seiten, 19,90 EUR.

»ICH WEISS DU KOMMST WIEDER« hat die Großmutter wie eine Seherin gesagt. Und er wird wiederkommen, der 17-Jährige, den russische Besatzer wie viele andere auch im deutschsprachigen Teil Rumäniens, Siebenbürgen, abholen und nach Russland in ein Arbeitslager deportieren. »Weil ich wiedergekommen bin, darf ich das sagen: So ein Satz hält einen am Leben.«

Mit großer Sprachkraft und ohne Prunk schildert Herta Müller in diesem eigenartigen Roman fünf Jahre Leidenszeit in einem russischen Zwangsarbeitslager am Beispiel eines individuellen Schicksals. Ursprünglich wollte sie das Buch mit Oskar Pastior zusammen-

schreiben, der aber 2006 plötzlich verstarb. Die Notizen aus vielen Gesprächen mit anderen Deportierten und vor allem Pastior sollten die Grundlage liefern. Mit Hilfe des Grenzgänger-Programms der Robert-Bosch-Stiftung hatten die beiden Schriftsteller 2004 zudem eine Reise zu den traumatisch er-innerten Orten unternommen.

Es gab also reichhaltig dokumentarisches Material. Um so beeindruckender finde ich den Grad der poetischen Umarbeitung. Herta Müller erzählt (in der Ichfigur des Leo Auberg) bildkräftig, oft sinnlich und szenisch – in kurzen einfachen Sätzen (kaum hypotaktisch). Viele davon wirken eigenschöpferisch. Ein ruhiger Atem entsteht bei der Leserin, dem Leser. So sind die unangenehmen Inhalte besser zu ertragen.

Die »Atemschaukel«, der bewusste Umgang mit dem Atem – viel mehr Freiheit bleibt nicht – hat auch dem Erzähler geholfen: »Ich übte beim Appell, mich beim Stillstehen zu vergessen und das Ein- und Ausatmen nicht voneinander zu trennen ...« Doch die Balance gelingt nicht immer: »Die Atemschaukel überschlägt sich, ich muss hecheln« – wenn die Gegenstände wieder einmal übermächtig geworden sind. »Wenn mich nachts die Gegenstände heimsuchen und mir im Hals die Luft abdrosseln, reiße ich das Fenster auf und halte den Kopf ins Freie ... Mein Atem findet wieder seinen Takt.«

Werte werden umgewertet, eines der Grundmerkmale einer derartigen Zwangssituation mit massiver Unterdrückung der Ichkraft – die übermächtigen Dinge sind ein Beispiel dafür. Sie selber sind es, die entscheiden, ob er sich an sie erinnern darf, statt umgekehrt. »Manchmal überfahren mich die Gegenstände aus dem Lager nicht nacheinander, sondern im Rudel ... Die Luft im Zimmer schaut mich an und riecht nach warmem Mehl.« »Manchmal kriegen die Dinge eine Zartheit, eine monströse, die man von ihnen nicht erwartet.« Und die Dinge bekommen mehr Sinnlichkeit als in normalen Zeiten. »Gut erinnern kann ich mich an die Blechkämme im Lager ... Sie waren aus Aluminiumblech mit schartigen Zähnen und fühlten sich in der Hand und auf der Kopfhaut feucht

an, weil sie einen kalten Hauch hatten. Wenn man mit ihnen hantierte, übernahmen sie schnell die Körperwärme, dann rochen sie bitter wie Rettich. Der Geruch blieb in der Hand, wenn man den Kamm längst weggelegt hatte.« Was dem Ich bleibt, ist die Sprache, das Wort, der Logos – ein durchgängiges immanentes Thema. Zahllose neu geschöpfte Wörter durchziehen den Text, manchmal sind sie in Großbuchstaben geschrieben. Atemschaukel, Herzschaufel, Hungerengel. Eintropfenzuvielglück (für den Tod), Mondsichelmadonna, Wangenbrot ...

Bei der Umwertung der Werte, bei den neu geschöpften Wörtern geht es, wie man erwarten kann, am meisten um den Hunger. Mitten im Roman denkt der Erzähler über Hungerwörter nach: »Hungerwörter sind eine Landkarte, statt Ländernamen sagt man sich die Namen vom Essen in den Kopf ... Jedes Hungerwort ist ein Esswort, man hat das Bild des Essens vor Augen und den Geschmack am Gaumen. Hungerwörter oder Esswörter füttern die Phantasie. Sie essen sich selbst, und es schmeckt ihnen ... Jeder chronisch Hungrige hat seine eigenen Präferenzen, seltene, häufige und ständige Esswörter. Jedem schmeckt ein anderes Wort am besten ... Jeder isst seine Wörter selbst. Die anderen, die mitessen, tun es auch für sich selbst ... Jeder Gegenstand glich in Länge, Breite, Höhe und Farbe dem Ausmaß meines Hungers. Zwischen der Himmeldecke oben und dem Staub der Erde roch jeder Ort nach einem anderen Essen ... Es war Zauber und Qual.« Während der ganzen Lagerzeit wird der Erzähler vom »Hungerengel« begleitet (aber auch nach der Entlassung verlässt er ihn nicht). »Der Hunger ist ein Gegenstand. Der Engel ist ins Gehirn gestiegen. Der Hungerengel denkt nicht. Er denkt richtig. Er fehlt nie ... Der Hungerengel geht offenen Auges einseitig. Er taumelt enge Kreise und balanciert auf der Atemschaukel.« Die letzten fast 40 Seiten handeln von den Problemen nach der Rückkehr zur Familie. Leo wird zunächst zum »Nichtrührer« (einem tatenlosen Menschen).

Der sogenannte Roman hat keinen klassischen Erzählstrang, er ist aus längeren oder kurzen

Abschnitten mit unterschiedlicher Perspektive und Erzählart collage-artig zusammengesetzt. Mit »Atemschaukel« hat die Nobelpreisträgerin 2009 ein großartiges Kunstwerk geschaffen, dessen imaginative Kraft tief berühren kann. Sprache wird als Lebens- und Überlebensmittel bezeugt. Der Erzähler ist wiedergekommen.

Helge Mücke

Detektivisch-lebendig

INGO SCHULTZ: **Viktor Ullmann. Leben und Werk**, Bärenreiter/Metzler Verlag, Kassel 2008, 279 Seiten, 29,95 EUR.

Viktor Ullmann gehört zu den bedeutenden Komponisten und Musikern des zwanzigsten Jahrhunderts, die wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt, im Konzentrationslager Theresienstadt interniert und im Vernichtungslager Auschwitz ermordet worden sind. Teil dieser Geschichte ist, dass wichtige Werke unter Bedingungen der Haft in Theresienstadt entstanden sind. Als Vorzeigelager der Nationalsozialisten versammelte Theresienstadt viele prominente Juden der Prager Region und sollte der Weltöffentlichkeit zeitweilig vorgaukeln, dass es dort ein scheinbar unbeschwertes und kulturell produktives Leben in einem »jüdischen Siedlungsgebiet«, so die Propaganda, gäbe. War das Leben (und Sterben) in Theresienstadt zwar alles andere als unbeschwert, so konnte es doch in bemerkenswerter Weise kulturell schöpferisch werden. Das zeigt nicht zuletzt die Werkbiographie Ullmanns, der unter Theresienstädter Umständen so bedeutende Werke wie die 5., 6. und 7. Klaviersonate, sein drittes Streichquartett, vor allem aber die Kammeroper *Der Kaiser von Atlantis* und manch andere kleinere Werke geschaffen hat.

Zu dieser Geschichte gehört aber auch eine lange Phase der Vergessenheit in der Zeit nach dem Weltkrieg. Manche Werke, deren Existenz nur wenigen Überlebenden bekannt war, galten als verschollen und kamen erst nach Jahrzehnten zum Vorschein. So erlebte die nach einem Libretto des Schweizer Dichters und Anthroposophen Albert Steffen schon 1935 entstan-

dene Oper *Der Sturz des Antichrist* erst 1995 ihre Uraufführung in Bielefeld. Der 1943/44 entstandene und in einer wirren Probenphase fragmentarisch gebliebene *Kaiser von Atlantis* erschien zum ersten Mal 1975 in Amsterdam auf der Bühne. Eine der Bedeutung der Werke angemessene Rezeption Ullmanns und vieler anderer verfolgter und ermordeter Komponisten seiner Generation, ihre »Rettung« aus der Vergessenheit, setzte erst gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein.

Auf diesem Hintergrund ist die Bedeutung der neuen Ullmann-Biographie des Flensburger Gymnasiallehrers und Musikwissenschaftlers Ingo Schultz zu sehen. Dieser hat sich, wie aus bisher sporadisch erfolgten Veröffentlichungen hervorgeht, das Werk Ullmanns seit mindestens dem Beginn der neunziger Jahre systematisch und quellenkritisch erschlossen und auf dieser Grundlage nun eine zusammenfassende, gleichwohl schlanke Lebens- und Werkbiographie veröffentlicht, die wohl annähernd alles, was in den Archiven verstreut an spärlichem Material über Ullmann zu fassen ist, auswertet und in vielen Fällen erstmalig präsentiert. Dabei begegnet er allen Phasen des Lebens von Ullmann gleichermaßen mit Sorgfalt.

In dieser Weise ist weder ein biographischer Roman noch eine zeitkritische Studie aus Anlass des Lebens von Ullmann entstanden. Das Buch ist sach- und quellenorientiert geschrieben und spricht in erster Linie Leserinnen und Leser an, die genau wissen wollen, wie es gewesen ist, was wir fundiert über Ullmann sagen können und was wohl eher Spekulation bleibt. Als Erstinformation vielleicht zu faktenlastig, ist das Buch aber mit Vorkenntnissen wegen der vielen neuen Details und Zusammenhänge hochgradig spannend. Es ist detektivisch lebendig, trotz aller Nüchternheit einfühlsam geschrieben und zuverlässig zugleich. Zur Werkbiographie gehört auch die eine oder andere detaillierte musikwissenschaftliche Analyse, wie sie nahe liegt, aber auch entsprechendes Rüstzeug fordert.

Wir erfahren – um einige Beispiele zu nennen – aus den Briefen an seine damalige Freundin Anny Wottitz vieles über Ullmanns Kenntnis

von Karl Kraus während der Zeit des Ersten Weltkrieges, seine Beschäftigung mit Else-Lasker Schüler, Richard Dehmel, seine ästhetischen Überlegungen und das frühe kompositorische Schaffen während des Militärdienstes an der Isonzo-Front. Aufgrund seiner Funde im Staatsarchiv Ludwigsburg kann Ingo Schultz deutlich machen, wie Ullmann und seine damalige Frau Annie, geb. Winternitz, mit großem anthroposophischem Idealismus die Stuttgarter »Goetheanum«, später von ihm umbenannte »Novalis-Bücherstube«, übernommen hatten, aber wirtschaftlich scheiterten – scheitern mussten, weil sie von ihrem Vorgänger schon betrogen worden waren. Was sich über Ullmanns Verhältnis zur Anthroposophie, zur Freimaurerei, seinen obsessiven Umgang mit dem chinesischen Orakelbuch *I Ging* und seine Tätigkeiten in der Jüdischen Kultusgemeinde in Prag dokumentiert sagen lässt, findet sich in diesem Buch.

Eine besondere Bedeutung hat in diesem Zusammenhang die akribische Analyse der Unterlagen zur Entstehung des *Kaisers von Atlantis*, denn hier legt Schultz aufgrund von Vergleichen des jeweiligen Notenpapiers, von Schrifttypen und verwendetem Schreibmaterial im Zusammenhang mit offenkundigen Datierungen Revisionen bisheriger Urteile nahe. Dazu gehört, dass es keineswegs feststeht, dass Petr Kien der Autor des Librettos ist – es könnte genauso gut Ullmann selbst gewesen sein. Dazu gehört aber vor allem, dass es vermutlich Ullmann selbst war (und nicht wie bisher behauptet die SS), der die Proben vorzeitig beendet hatte. Nachvollziehbar ist die These von Ingo Schultz, dass Ullmann dies deshalb getan habe, weil bei zunehmender Überarbeitung des Textes durch andere Hand dessen fundamental spiritueller Gehalt getilgt worden war. Bedeutend ist diese gut gestützte These vor allem deshalb, weil sie in der Konsequenz das immer noch geläufige und sentimentalisierte Opfer-Klischee in der Interpretation der Geschichte stark relativiert und auf die geistige Autonomie des Komponisten hinweist.

1936 hatte Ullmann in der Wochenschrift *Das Goetheanum* einen Artikel über die »moderne Musik« veröffentlicht. Darin stehen die Sätze:

»Das kosmische Klingen ist verstummt, erstarben. (...) Der Musiker steht vor dem Nichts. Wird er hindurch finden zu einer neuen, freien, kosmischen Verbundenheit?« Ein anspruchsvolles Motiv, dem sich Ullmann, als Anthroposoph, in seiner Musiksprache offenbar selbst stellte. Vermutlich haben diese Sätze an Aktualität nichts eingebüßt, zumal wir heute nicht nur – weltanschaulich, ästhetisch – ein Nichts geltend machen müssen, sondern – historisch – die Faktizität der Shoah.

Ulrich Kaiser

Berlin, Berlin

SEBASTIAN JÜNGEL: **Der Jugendwächter**, Verlag am Goetheanum, Dornach 2009, 192 Seiten, 14 EUR.

Dieser kleine Roman spielt in der Nachwendzeit in Berlin. Berlin, die Berliner überhaupt, die Identität der Stadt, sind ein wesentliches Thema. Der Autor Sebastian Jüngel, selbst Berliner, erzählt hier von der Liebe zu seiner Heimatstadt und von einer Zeit, die für die meisten Berliner von großer Bedeutung war.

Da sind Laura und Thomas, die einem seltsamen Angler begegnen und sich an der gegensätzlichen Meinung über ihn fast entzweien. Der Angler, der auch noch behauptet, seine Zeit sei abgelaufen, er dürfe nicht mehr handeln. »Ihr Menschen!« sagt er an einer Stelle. Also ist er selbst keiner? Und da ist Andrea; mit ihr kommt die Liebe ins Spiel.

Es werden zwei Gruppen geschildert, die ganz verschiedene Wege gehen: Die jungen Menschen um Laura bemühen sich um eine Auf-führung, bei der sie ihr eigenes Empfinden in Sprache und Gestik hineinlegen können. Die andere Gruppe arbeitet mit Andrea auf eine Cheerleading-Show hin, die die Vitalität des Unternehmertums zum Ausdruck bringen soll. In hartem Training sollen die Mädchen lernen, ganz in der Gruppe aufzugehen.

Das übersichtlich gegliederte Büchlein besteht aus vier großen Kapiteln mit jeweils mehreren, überschriebenen Abschnitten. Dies ermöglicht ein rasches Zurechtfinden beim Wiederlesen.

Das Buch ist äußerst spannend, trotz gelegentlicher Holprigkeiten des Stils. Letztere entstehen an Stellen, wo unvermittelt ein Ausdruck aus einer höheren semantischen Ebene verwendet wird, z.B. »des Staatssekretärs Bedenken« (S. 130) oder »achteten seiner nicht« (S. 117). Doch es enthält auch viele treffend-schöne stilistische Elemente, wie die »zu einer festen Statue gefrorenen Schauspielstudentin«.

Der Leser wird in gesellschaftliche Räume eingeführt, die manchem fremd sind. Ein sehr reichhaltiges kleines Buch, in dem viel passiert. Mal erscheint es wie ein Roman, dann wiederum fragt man sich: Ist es eher eine Dokumentation, oder beides? Ja, es ist beides. Es ist eine Charakterisierung der Leistungsgesellschaft, und ganz nebenbei eine Einführung in kapitalistisches Denken. Dem gegenüber spielt ein neues Denken, auch die Waldorfschule eine große Rolle, als Hinweis auf eine neue Geistigkeit, die der junge Mensch aus sich selbst heraus entwickeln kann.

Die beiden Gruppen von Jugendlichen erleben, bei ihren verschiedenartigen Zielsetzungen, ganz unterschiedliche Dinge. Doch ihnen gemeinsam ist das Suchen nach der eigenen Identität. Der Versuch, »identitätsstiftende Hüllen« durch Cheerleading zu erzwingen, muss sich jedoch als Illusion erweisen. Die andere Gruppe erkennt: »Freiheit ausüben heißt offenbar sich den Folgen stellen«. Die Prüfungen der Liebe sind unerwartet schwer ...

Jeder hat zu lernen, aber im Hintergrund scheint der Angler doch noch zu walten. Denn es gibt starke Gegenkräfte, Gegenbilder der Freiheit. Durch diese kommt eins der Mädchen in höchste Not. Der Angler hilft, ein letztes Mal. Als er sein Handeln endgültig einstellt, haben die jungen Menschen ihren Weg erkannt und können ihn nun gemeinsam gehen.

Ein Buch, das man nicht allein danach beurteilen sollte, wie es unmittelbar wirkt, sondern auch seine Nachwirkung beachten: Ob man am nächsten Tag noch daran denkt, und ob sich die Gedanken womöglich noch unablässig mit dem Inhalt beschäftigen. – Und so gesehen steckt ein Feuerwerk in diesem kleinen Berlinroman.

Maja Rehbein

Kleinanzeigen

Zum 50. Todestag Lic. EMIL BOCKs

am 6. Dezember 2009 erscheint im Eigenverlag: SANTIAGO und GALIZIEN im Werdegang der Menschheitsgeschichte – Das Rätsel der Jacobus-Gestalt (mit etwa 30 Farbbildern). Bestellungen gg. Rechnung bei ALFRED KON, Praxis Gaspard, Saargemünder Strasse 69, 66119 Saarbrücken, oder Mail: gakon_praxisgaspard@gmx.de. Kosten: 15,- EUR inkl. Porto und Versand.

Gesundes und entspanntes Sitzen

www.naturform-kniestuhl.de

Individuell geführte Reisen nach Sibirien:

Kraftort Baikalsee

Begegnungen mit Völkern und Kulturen, Religionen (Schamanismus, Buddhismus, Altgläubige), Ökologie, Kraftorte in der faszinierenden Landschaft

– Irkutsk, Ulan Ude, Insel Olchon, Heilige Nase, Bargusintal –

10. - 27. Juli 2010 (18 Tage), ca. 2450 EUR

*

Auf den Spuren der Skythen

Durch die Weite der Steppen Charkassiens und die Täler des Altai – Hügelgräber, Felszeichnungen, Schamanismus, Begegnungen mit den alten Kulturen und heutigen Menschen

– Abakan, Jenissej, Gorny Altajsk –

3. - 21. August 2010 (19 Tage), ca. 2630 EUR

Bettina Woiwode, Tel. 0761-475311
woiwode@gmx.de